

„Eine Mutter schafft alles“

Zwei Wiener Frauenschicksale. Eine Begegnung.  
Von *Manfred Rebhandl*

35

„Ich habe einen Hang zur Groteske“

Puppenspieler & Regisseur Nikolaus Habjan im Gespräch.  
Von *Christine Dobretsberger*

36

Konfliktreiches Reformwerk

Vor 150 Jahren trat das Reichsvolksschulgesetz in Kraft.  
Von *Leo Leitner*

38

Xenia Hausner

Über die unerhörte Sorgfalt der Wiener Malerin.  
Von *Rainer Metzger*

40



ab Seite 41

Samstag/Sonntag, 11./12. Mai 2019



Loch in der Berliner Mauer, 1989.

Foto: Steve Eason/Hulton Archive/Getty

## Grenze und Utopie

In der Geschichte des Menschen auf diesem Planeten gibt es laut dem deutschen Phänomenologen Hermann Schmitz den Moment, da eine entscheidende Grenze im Denken auftritt, nämlich diejenige zwischen dem Ich und der Welt und also auch den Anderen.

Dieser Moment, ähnlich demjenigen in der individuellen Entwicklung eines Kindes, wenn es sich der Grenze zwischen seiner Innen- und der Außenwelt bewusst wird und „Ich“ zu denken lernt, trat in der Geschichte der Philosophie laut Hermann Schmitz bei Demokrit auf, der „das Innere des Menschen als buntes und leidensreiches Vorratshaus von Übeln denunziert“, die regiert werden müssen durch eine zentrale Instanz – in einem abgeschlossenen Raum, den man zu sichern hat, um die bis dahin mit der Welt natürlich verschmelzenden Regungen unter Kontrolle zu halten.

Das hatte nun angeblich über Zwischenstufen von Platon, Descartes und Hume bis Kant, Hegel und Marx die Zersetzung des Bewusstseinszusammenhangs von Mensch und Welt mitsamt den anderen Menschen zur Folge, ein Zerreißen der gemeinsamen „implantierenden Situation“ also, die vorher den Einzelnen und seine Umwelt laut Schmitz zu einer Einheit gebunden hatte. Aus diesem Riss entwickelten sich der Psychologismus, der Reduktionismus und der Materialismus, die laut

Vom Denken an guten und an schlechten Tagen – und wie Literatur den Raum für noch nicht Gesagtes und Gedachtes öffnen kann. Ein Essay.

Von **Matthias Nawrat**

Schmitz alle Dramen der europäischen Geschichte zur Folge hatten, bis zu Hitler und – wie man seinen Gedankengang konsequent zu Ende denken könnte – bis in das heutige Europa.

### Welt der Entfremdung

Heute scheint es so, dass in unserem europäischen Zusammenleben – nach einer fünfundzwanzigjährigen Phase des in Europa (wenn auch nur relativen, denn man vergisst bei solchen Aussagen stets die Kriege in Ex-Jugoslawien und die Einsätze im Nahen Osten oder Afrika) eingekehrten stabilen Friedens mitsamt Grenzöffnungen und wirtschaftlicher Zusammenarbeit – Grenzen wieder eine zunehmend große Rolle spielen. Diesen Eindruck gewinnt man zumindest, wenn man die Rhetorik im Netz und auf den politischen Bühnen verfolgt, wenn man also für eine Weile dem Diskurs lauscht, in dem Fragen nach kultureller Identität und dem Wesen von Heimat sowie die Rufe nach einer Rückkehr in sichere nationale Festungen laut werden angesichts einer unübersichtlicher

werdenden globalisierten Welt. Während ich Schmitz' Gedankengang rekonstruiere, stelle ich fest, dass in dieser Denkfigur eines Verlusts der paradiesisch ganzheitlichen Ursituation und des Übergangs in die Welt der Entfremdung zwischen Mensch und Welt, zwischen Seele und Materie gnostische Weltvorstellungen aufscheinen, inklusive derjenigen aus dem Alten Testament von der Schöpfung und der sich schnell anschließenden Verbannung des Menschen aus dem Garten Eden in das Reich der Dinge, der Arbeit und des Todes. Aber auch weltlichere Überlegungen eines politischen Denkers wie Rousseau entdeckte ich darin: Im Urkommunismus war alles gut, doch mit der Zivilisierung hat sich für die Menschheit alles zum Schlechteren gewandelt.

All diese Theorien haben eines gemeinsam: Sie erklären unser heutiges Dasein und seine konfliktreiche, manchmal hoffnungslos scheinende Situation als notwendige Folge aus einem metaphysischen oder zumindest natürlichen psychologischen oder soziologischen Gesetz.

An schlechten Tagen gewinnt dieser Typ von Erzählung Macht über mich. Die Menschen haben sich schon immer bekriegt, so denke ich dann. Sie haben schon immer Grenzen gedacht und gebaut, um den anderen jenseits dieser Grenzen auszurotten, während sie ihrerseits der Grenze Moral und nahendes Heil predigten, sogar noch nachdem Kant gezeigt hat, dass das Ziel der Menschheit ein dauerhafter Frieden sein müsse auf Basis eines für alle geltenden Völkerrechts.

### Meine erste Grenze

An guten Tagen jedoch ertappe ich mich dabei, dass ich mich frage, wie ein gutes Leben zwischen den Menschen möglich wäre. Diese Frage erschreckt mich jedes Mal gewaltig. Denn wie komme ich überhaupt dazu, an ein besseres Zusammenleben der Menschen zu glauben? Woher in mir, so frage ich mich, kommt die Hoffnung, die mir das Stellen einer solchen Frage möglich macht?

Man darf nicht naiv sein. Es gibt Grenzen. Fahre ich von Berlin aus etwa hundert Kilometer nach Osten, stehe ich an einer. Die Oder ist nicht nur eine topografische Trennlinie in der Landschaft, die vor tausenden von Jahren vielleicht schwer zu überwinden war und eine natürliche Grenze zwischen Clans gebildet haben mag, sondern sie ist ebenso Staats- und damit auch Sprach- und Kulturgrenze. Man kann sie heute leicht übertreten, von Deutschland nach Polen oder umgekehrt gelangen.

Aber mehr und mehr gewinne ich den Eindruck, dass sie auf einer anderen Ebene noch immer existiert. Ich selbst kenne die Oder seit meiner Kindheit, sie ist der Fluss, der durch die Stadt Opole fließt, in der ich geboren und aufgewachsen bin. Dort bildete sie allerdings keine Staatsgrenze, trennte nur zwei Stadthälften.

Meine Erinnerung an den mein restliches Leben prägenden Grenzübertritt, nämlich im April 1989, als meine Mutter, mein Bruder und ich am Grenzübergang Rudolphstein auf die westliche Seite Europas hinüberfahren, wo auf dem Parkplatz neben der Raststätte Frankenwald schon mein Vater, der ein halbes Jahr vor uns mit einem Touristenvan aus der Volksrepublik Polen geflohen war, in weißen Turn-

Fortsetzung auf Seite 34



Fortsetzung von Seite 33

schuhen, gegen unseren goldenen Ford Escort gelehnt, auf uns wartete, ist sehr eindrücklich, wohl auch mit späterem Wissen über das Herrschaftssystem, das wir verlassen hatten, und das neue, das uns empfing, vermischt.

Diese Erinnerung ist noch heute aufgeladen mit kindlicher Euphorie und als utopischer Moment in mich eingebrannt. Ich sehe meinen Vater als jungen Mann, im selben Alter, in dem ich heute bin, in blauen Jeans und hellgelbem Polohemd und mit einer Jeansjacke über der Schulter, ich sehe die Opel Kadetts und Honda Civics und Passat Kombis auf dem Parkplatz um uns herum, und diese Erinnerung ist schon Teil des Films, den wir am Abend bei Freunden unserer Eltern, die fünf Jahre vor uns ausgewandert waren und bei denen wir unsere erste Nacht im Westen verbringen sollten, anschauten: James Bond – „Sag niemals nie“ mit Sean Connery und Kim Basinger in den Hauptrollen.

## Entwurzelung

In der Stadt Opole gab es bei Kriegsende, da sie noch Oppeln hieß, rund hunderttausend Einwohner. Die Deutschen waren geflohen oder wurden von der Roten Armee in Lager gesteckt. Meine Oma, die aus Stanisławów im Osten des Vorkriegspolen stammt und zwangsweise nach Oppeln umgesiedelt wurde, erzählt mir, dass sie in eine leere Stadt kam. Und dass sie in den folgenden Monaten immer mehr Freunde und Freundinnen aus ihrer Kindheit auf den Straßen traf. Bald war halb Stanisławów in Opole. Ähnliches wird auch von Wrocław gesagt: Halb Lwów hat sich in der neuen polnischen Stadt Wrocław wiedergetroffen. Der Krieg hatte die Menschen nicht nur geistig entwurzelt, indem die industrielle Vernichtung Millionen Unschuldiger für viele einen endgültigen Bruch mit irgendeinem Gott besiegelte, sondern er hat auch Millionen ganz konkret, nämlich geografisch entwurzelt.

Ich werde, wenn ich mit meinem Roman „Die vielen Tode unseres Opas Jurek“, der in Opole spielt, auf Lesereise bin, fast bei jeder Lesung gefragt, ob ich mich als Deutscher oder als Pole fühle, da ich zwar in Polen zehn Jahre verbracht habe, dann aber mein restliches Leben in Deutschland lebte. Als was *fühlen* Sie sich?, werde ich gefragt. Ich antworte dann: Ich bin in Opole geboren. Meine Oma mütterlicherseits stammt aus Stanisławów, ehemals Ostpolen und heute Ukraine, wo vor dem Krieg Juden, Polen und Ukrainer lebten. Sie spricht Polnisch. Mein Opa mütterlicherseits stammte aus Warschau und sprach Polnisch, er lernte aber während des Krieges und seiner Internierung in Auschwitz Deutsch – später war er glühender Kommunist.

Meine Oma väterlicherseits stammte aus Warschau, war aber Tochter eines deutschen Vaters und einer polnischen Mutter, sprach deshalb sowohl Polnisch als auch Deutsch. Einer ihrer Brüder fiel an der Ostfront als Wehrmachtssoldat. Sie war die Einzige in meiner Familie, die später, als sie schon nach dem Krieg in Opole lebte, überzeugte Katholikin war und jeden Sonntag in die Kirche ging. Mein Opa väterlicherseits, ihr Mann, stammte aus Ozimek in Oberschlesien, er sprach Polnisch und Deutsch, seine Mutter stammte aus Frankreich.

Diese Großeltern väterlicherseits haben nach dem Krieg kein Wort Deutsch mehr gesprochen, über vierzig Jahre lang, sie waren polnische Staatsangehörige und hatten angesehene Berufe und viele Freunde, und ich habe mich als Kind nie gefragt, woher sie genau kamen. Erst nach unserer Auswanderung wunderte ich mich, dass sie in Bamberg, wohin sie mit uns



Stadtzeile von Opole (Polen), dem Geburtsort des Autors. Foto: Nawrat

mitgekommen waren, von einem Tag auf den anderen Deutsch sprechen konnten.

Ich selbst musste, anders als meine Großeltern väterlicherseits, in Bamberg Deutsch erst lernen. Ich ging zur Schule, später studierte ich in Heidelberg und in Freiburg im Breisgau, und danach noch einmal in der Schweiz, bevor ich nach Berlin zog, wo ich heute lebe. Sobald es möglich war, fuhr ich mit meiner Oma nach Opole, um die Großeltern, einen Onkel und eine Tante zu besuchen.

Es kommt vor, dass die Person, die mich gefragt hat, ein unzufriedenes Gesicht macht und sagt: Ja schon, aber was *sind* Sie denn jetzt, als was *fühlen* Sie sich?

Ich nicke dann und antworte: Ich bin in Opole geboren. Meine Oma mütterlicherseits stammt aus Stanisławów und spricht Polnisch. Mein Opa mütterlicherseits stammte aus ...

Nun. Man sieht, worauf das hinausläuft. Nicht nötig zu erwähnen, dass mir diese Frage auch in Polen gestellt wird. Diejenigen, die diese Frage stellen, meinen es im Allgemeinen nicht böse, deshalb versuche ich jedes Mal, zu erklären, dass eine Entscheidung für mich keinen Sinn macht, dass ich auch nicht in einer der zwei Sprachen träume etc.

Gelegentlich hatte ich aber auch schwierigere Unterhaltungen. Eine Lesungsbesucherin in einem Ort bei Frankfurt am Main, die als Kind aus Breslau nach Hessen fliehen musste, fragte mich nach ei-

ner Lesung: Warum sagen Sie Opole? Das heißt doch Oppeln. Sie sagen doch auch nicht Milano, sondern Mailand.

Hinterher saß ich in einer Runde von Damen im Alter von ungefähr fünfundsiebzig Jahren, die am Ende des Krieges Kinder gewesen sein müssen. Sie stammten aus schlesischen Orten wie Waldenstein oder eben Breslau. Sie erzählten sich, als wäre ich schon gar nicht mehr anwesend, wie schrecklich es gewesen sei, wie die

Andererseits glaube ich, dass nicht zuletzt das Wissen um die Möglichkeit der Gaskammern die heutigen Ängste wieder anfacht. Die faktische Existenz der Gaskammern hat den Glauben der Menschen an eine Frieden bringende Moderne nachhaltig erschüttert, und damit auch den Glauben an eine friedliche Zukunft der Menschheit.

Die Angst vor dem Frankenstein, von uns geschaffen, von Menschen mit einem mathematisch und technisch geschulten Verstand, letztlich also, wie etwa Zygmunt Bauman oder auch die Ideologiekritik der Nachkriegsjahrzehnte gezeigt haben, einem Produkt der Aufklärung und eben dieser Moderne, ist heute wieder da. Als konkrete Manifestation im Diskurs, in der Allpräsenz der Information über furchteinflößende Ereignisse auf der heutigen Welt.

Wir wissen zwar nicht, wie die anderen jenseits der Grenzen sich in den nächsten Jahren verhalten werden, wir übertragen jedoch das, was wir zu wissen meinen, nach vorne und halten das für die Zukunft, vor der es sich zu schützen gilt.

An schlechten Tagen neige ich dazu, zu denken, der postmoderne Mensch wisse bereits alles und habe schon alles ausprobiert, er sei deshalb dazu verdammt, auf ewig stecken zu bleiben in apokalyptischen Szenarien, die er in seinem Gehirn nur immer wieder aus bekannten Elementen neu zusammensetzt. An guten Tagen frage ich mich hingegen, wie es möglich sein könnte, über das Gewusste hinauszukommen.

Ich glaube dann, dass ein solches neues Denken möglich ist. Ein Denken, das quer zum Diskurs steht, das zwar von ihm ausgeht, aber den Blick auf etwas noch nicht Gedachtes jenseits seiner Grenze offenlegen kann. Ich glaube dann an einen Bewusstseinsfortschritt der Menschheit und nicht an die ewige Wiederkehr der Geschichte mit all ihren Fehlern – Gewalt entsteht, so denke ich dann, aus einem Mangel an Zuversicht; Grenzen zwischen Gruppen entstehen aus einem Mangel an Zuversicht.

## Alte & neue Abgründe

Man darf nicht naiv sein. Es gibt Grenzen. Es gibt neue und alte Abgründe, die sich auf der Welt aufbauen. Sichere Wahrheiten kommen in Bewegung, verschieben sich wie Kontinentalplatten. Heute protestieren in Europa Menschen, die sich traditionell als linkspolitisch definieren, Hand in Hand mit rechten Gruppierungen gegen globale Welthandelsabkommen. Es gibt in linken wie rechten Köpfen den alten Mythos des organisierten Finanzkapitals.

Viele von diesen Leuten, links wie rechts, protestieren gegen den israelischen Staat und seinen Kampf gegen den islamistischen

Terrorismus, der aus dem Gaza-Streifen nach Israel herüberschwappt, auf denselben Veranstaltungen wie iranische Fundamentalisten, die den Holocaust leugnen. Andererseits generalisieren viele, wenn es um Muslime in Europa geht, halten diese allesamt für potenzielle Terroristen und Vergewaltiger der europäischen Frauen. Sie schwingen Reden von der europäischen Kultur, die es zu verteidigen gilt – gleichzeitig aber wollen sie demokratische Institutionen abschaffen, weil sie sich von den „linksliberalen Eliten“ ausgebeutet fühlen, sich als die Opfer von allem und jedem sehen. Verkompliziert wird diese Situation noch von der Tatsache, dass die ökonomische Ungerechtigkeit in Europa, wie auf der Welt insgesamt, ja ganz real ist.

## Noch-nicht-Denkbares

Ich frage mich oft, was das utopische Potenzial im Denken meiner Generation sein könnte angesichts des Wegbrechens alter Gewissheiten, angesichts neu aufkeimenden Hasses in einer Welt, in der sich der technische Fortschritt, Informationen und der globalisierte Handel schneller bewegen, als das menschliche Bewusstsein nachkommt. Zwischen Demokratie und einem neuen nihilistischen Terror, zwischen den technischen Bereicherungen und den Abgründen eines Turbokapitalismus à la Silicon Valley und mit einer ungewissen Zukunft vor mir entdecke ich an guten Tagen trotz allem eine gewisse Zuneigung und auch Hoffnung in mir für die Menschheit.

Es gibt vermutlich in jeder Generation immer die gleiche Grenze: jene zum noch nicht Denkbaren. Dieses Noch-nicht-Denkbare kann nur von der einen Seite der Grenze, nur vom bereits Denkbaren aus gedacht werden – es vollzieht sich aber in einer neuen Sprache. Es ist die Bewegung hin zu etwas Neuem, ein Grenzgang, von dem aus ein Vorstoß in das Gebiet des Unbenannten auf der anderen Seite der Grenze möglich ist und auch unbedingt gemacht werden muss.

Ich glaube, dass dieser Grenzgang die Aufgabe der Literatur ist, weil es gerade das Wesen der Literatur ist, nach einer Sprache zu suchen, die sich quer zur Sprache des Diskurses stellt und damit auch quer zu Konzepten wie Heimat, kulturelle Identität und Weltuntergang. Darin liegt schon meine ganze Utopie: In der Tatsache eines sich wandelnden Bewusstseins – und der Möglichkeit des Durchbruchs zu einem anderen Denken, die in jeder Gegenwart von Neuem vorhanden ist. Auf dass in der Welt der Gewalt, die die Freiheit der moralischen Entscheidung durch Berufung auf Gesetzmäßigkeiten, Verallgemeinerungen und Grenzen unterbinden will, das Andere, das Einzelne und Ungeschützte, sichtbar wird.

**Matthias Nawrat**, geboren 1979 in Opole/Polen, lebt seit 1989 in Deutschland, nunmehr als freier Schriftsteller in Berlin. Autor von Erzählungen, Essays und vier Romanen, zuletzt „Der traurige Gast“ (Rowohlt, 2019).

Nebenstehender Text ist die gekürzte Fassung eines Beitrags, den Nawrat für den von Alexander Peer herausgegebenen Band „Schreibende Nomaden entdecken Europa“ verfasst hat, der dieser Tage im Innsbrucker Limbus Verlag erscheint (256 Seiten, 18,- Euro).

